

Es braucht Mut, um ein Buch wie dieses zu schreiben: Björn Hayer legt mit „Elegie für dich“ eine poetische Durchdringung des Abschieds vor. Die symbiotische Beziehung zu Emilia, ebenfalls eine Schreibende, ist zu Ende. Mit ganzer Verve wendet sich diese Klage dem Schmerz zu. Doch das Requiem auf die Verstorbene erstarrt nicht in wehmütigen Gesten, sondern schöpft aus dem Verlust eine Kraft überbordender Erinnerung und reflektierender Biografiearbeit. Der Sog, der dabei entsteht, ermuntert dazu, Abschieden nachzuspüren. Als würde dieses exemplarische Adieu allen anderen zurufen: Versteckt euch nicht in der Banalität eures Alltags!

Innenschau

Schon im ersten Absatz heißt es: „... die Fenster haben aufgehört, Geschichten zu erzählen.“ Der Erzähler weiß um seinen fehlenden Ausblick, seine Verslossenheit. Er macht dem Leser nichts vor, sondern stimmt ihn auf die Innenschau ein. Gleichzeitig geht es ihm nicht darum, sich an Formen der Übersteigerung zu laben, um auf diese Art eine Ablenkung zu erzielen. Er weiß um die Fallhöhe jeder Elegie und welch große Schatten darauf geworfen sind.

Den Meistern des Fachs wie Rilke oder George attestiert er Selbstverpriesterlichung. Dennoch bleibt er in Dialog mit ihnen, wie mit vielen anderen. Das ist das Kunststück dieses Textes. Er versteht es, intertextuelle Bezüge klug mit dem eigenen Sinnieren zu verknüpfen, verbindet Intimes mit geistigem Überbau. Es ist keine Verstiegenheit darin zu erkennen, wenn der Nachhall der „Duineser Elegie“ bis hierher reicht: „Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?“ In die Elegie mengt sich genug essayistische Souveränität.

Eine aufzehrende Krankheit hat Emilias Körper in Besitz genommen und lässt diesen langsam, quälend zugrundegehen. Einen zentralen Platz nehmen die

Verweise auf Haustiere ein. Es sind Hasen, die in der Antike als Symboltiere für Fruchtbarkeit und Vitalität stehen. Als ein Tier stirbt, ist die Vorausdeutung fatalistisch. Aber: Der Hase steht auch für Auferstehung.

Selbstvergessen begleitet der Erzähler seine Geliebte bis zur letzten Umarmung, die in einfacher Schönheit einen fast unbemerkten Übergang in den Tod bedeutet. Das teils manische, teils melancholische Ich fällt danach auf sich zurück und damit häufig ins Nichts. In diesem Schwebestand öffnet sich das Bewusstsein. Was als Erinnerung verbürgt zu sein scheint, wandelt sich im Echoraum des Hinterbliebenen:

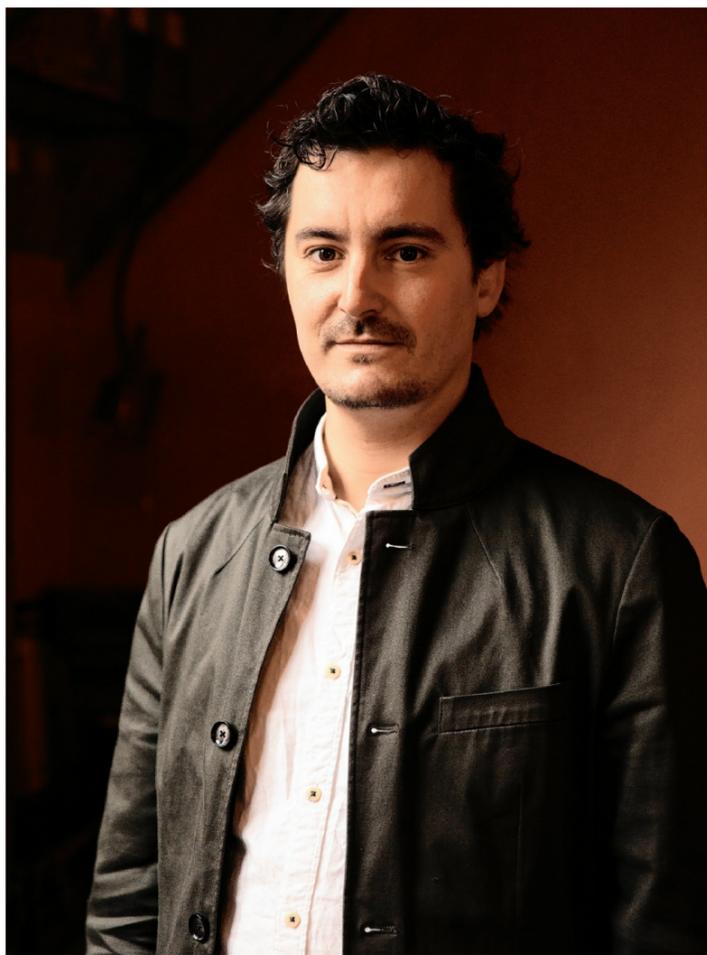
„Die Szenen fügen sich zu neuen Geschichten, weil sie ihres einstigen linearen Zusammenhalts beraubt wurden. Auf einmal gehen Sand und Meer ineinander über. Und unser erster Kuss findet nun nicht mehr vor einem alten Bahnhof auf dem Land statt. Nun umgibt ihn die Kulisse Italiens. Dafür befindet sich der Ozean auf einmal im Garten und Paris ist gerade um die Ecke.“

So steigert sich die Elegie im Konjunktiv: Die wiederkehrende Formel „als wäre“ zeigt es überdeutlich an. Im Verlustschmerz

Epiphanien des Abschieds

Die Allgegenwart der Abwesenden ist seit der Antike ein fester Bestandteil der Literatur. In „Elegie für dich“ gibt Björn Hayer dem Topos eine zeitgemäße Form.

Von Alexander Peer



„Mich plagt das Pathos und doch brauche ich es wie die Wüste den Regen“: Björn Hayer, 1987 in Mannheim geboren. Foto: Eva Korn

erst verschmelzen Wirklichkeitsinn und Projektion. Zwar fächern Orte gemeinsamen Erlebens konkrete Erlebnisse auf, doch zeigt sich die Trauer als zügelloser Landvermesser, wenn es heißt: „Du bist Raum, Raum eines einfühlsamen Rätsels.“

Die Allgegenwart der Abwesenden ist seit der Antike ein fester Bestandteil der Literatur. Ovid hat in seinen „Metamorphosen“ etwa vergeblich dazu aufgerufen, der Tod möge sich als gnädig erweisen. Konsequenterweise weist Björn Hayer auf den Mythos von Orpheus und Eurydike. Kalliope als Mutter des Orpheus ist die Muse der Dichtkunst und des Gesangs.

Starkes Ensemble

Die lyrische Prosa schafft die nötige Musikalität und stemmt sich gestaltend gegen das Vergessen, holt so die Verlorene wieder und wieder in die Gegenwart zurück. Es ist ein starkes Ensemble, welches der bis dato hauptsächlich als Dichter, Essayist und fleißiger Rezensent in Erscheinung getretene deutsche Philosoph und Germanist hier versammelt.

Das auftretende Ensemble wurde vom Autor bereits vor längerem engagiert. Schließlich hat Hayer sich mit einer Arbeit über „Utopieliryk“ habilitiert. Diese Idee liegt der Elegie zugrunde. Sie schafft das Verlorene in einer anderen Weise neu. Wer einen Mangel an Pathos fühlt, mag an einer beliebigen Stelle das Buch aufschlagen und schon ist der Hunger gestillt. So bedauert der Erzähler: „Mich plagt das Pathos und doch brauche ich es wie die Wüste den Regen.“

Es geht um Verwandlungen: Denn dieses Pathos öffnet erst den Weg zur Empfindsamkeit – und genau dort entdeckt man im falschen Leben das richtige.

Björn Hayer
Elegie für dich
Konkursbuchverlag Claudia Gehrke, Tübingen 2022, 188 Seiten, 15,- Euro

Eine Jugendtorheit?

„Sterblichkeit und Erbarmen in Wien“, eine frühe Erzählung von Thomas Pynchon, ist wieder auf Deutsch verfügbar.

Von Alexander Kluy

Bei diesem Autor schreibt man automatisch über Äußerliches. Weil es dieses im Falle des 1937 geborenen US-Amerikaners Thomas Pynchon nicht gibt. Es gibt keine Fotografien von ihm, die ihn älter als 18-jährig zeigen. Es gibt keine Interviews. Es hat nie Dichterlesungen gegeben, keine *home stories*, nichts. 2019 präsentierte „El País“ Schnappschüsse, die angeblich Pynchon zeigten. Oder auch nicht. Pynchon zählt zu jener winzigen Fraktion von Schriftstellern, die sich eremitär der Öffentlichkeit entzogen haben.

Dafür ist er ein Halbjahrhundert lang produktiv und literarisch eminent gewesen. Seine Romane, von „V“ (1963) über „Gravity’s Rainbow / Die Enden der Parabel“ (1973) bis zu „Gegen den Tag“ (2006) und dem bisher letzten, „Bleeding Edge“ von 2013, zählen zum Komplexesten und Kunstvollsten, was die englischsprachige Prosaliteratur nach

1945 herausbrachte – und er zu jenen Autoren, die für den Nobelpreis gehandelt und ihn nie bekommen werden.

1959 erschien mit „Sterblichkeit und Erbarmen in Wien“ die zweite Pynchon-Erzählung in der Zeitschrift „Epoch“, dem Literaturmagazin der Cornell University in Ithaca, New York. Dort studierte Pynchon, unter anderem bei Vladimir Nabokov, der sich später – wen wundert’s – kein bisschen an den *undergraduate*-Studenten erinnern konnte.

Man realisiert, an wem sich der 22-Jährige damals orientierte: nämlich an Marcel Proust. Es gibt von Einschüben und von Einschüben von Einschüben überfließende serpentinartige Sätze, deren Binnenorganisation nicht ganz überschaubar ist, die jedoch von einer schier grenzenlosen Ambition Zeugnis ablegen.

Cleantn Siegel ist zu einer Party in Washington, D.C., geladen,

er kommt um eine Stunde zu früh, der Gastgeber, sein Doppelgänger, verabschiedet sich im manischen Schub. Die auftauchende Gruppe von *Hipstern* ist schrill bis oberflächlich *small-talkend*, eine Frau schüttet Siegel ihr verliebtes Herz aus, das Objekt ihrer Begierde ist ein *Ojibwa*-Indianer namens Loon, der stumm in der Ecke steht. Dann realisiert Siegel als Einziger, wie dieser eine Waffe zu laden beginnt. Er verabschiedet sich „französisch“ und hört auf dem Treppenabsatz erste Schreie, „das Klirren zerschmetterten Glases. Er zuckte die Schultern. Ach, zum Teufel, in Washington waren schon seltsamere Dinge passiert.“

Jürg Laederachs feine Übertragung erschien vor 39 Jahren in Heft 80 der von Alfred Kolleritsch edierten Grazer Zeitschrift „manuskripte“. Merkwürdigerweise wird die winzige, dem Text vorangestellte Danksagung „(With a

little help from Camilla Nielsen, Vienna)“ vom Lektorat des Verlags Jung und Jung unterschlagen. Dabei setzt ja schon damit der alexandrinische Zitat- und Anspielungsreigen des vom karnevalistisch Zirkensischen in Paranoia umschlagenden Erzähltons ein, in einer hochbarocken Verschrobenheit, die von Gedankenimpulsen zu glänzenden Wortschlingen auswuchert, hin zu Posen und in die Leere. Der Titel: ein Shakespeare-Zitat. Wer aber war dann Fräulein Nielsen?

In der literaturwissenschaftlichen Forschung ist ausführlich diskutiert worden, weshalb Pynchon Jahre später diese Geschichte nicht in „Spätzünder“, seine Sammlung von Kurzgeschichten, aufnahm. 1984 meinte Pynchon im Abstand eines Vierteljahrhunderts trocken, er sei der Attitüde entwachsen, die damals unter *pre-adults*, Vor-Erwachsenen, gang und gäbe gewesen sei, der ernst

gemeinten Freude, sich alle möglichen Arten von Massenvernichtung oder Abstieg auszumalen.

Mag so sein; oder nicht. Auch dies ist ein Aspekt im nicht wirklich informativen Nachwort von Clemens J. Setz – von Pynchon so begeistert wie verzaubert –, der nicht angesprochen wird. So wie die Namensgebung, denn: Es ist kein Zufall, dass der Amokläufer, dessen Tat so abläuft wie der Mord in Alfred Hitchcocks „Frenzy“ – nur im privaten Kopfkino des Publikums –, mit Nachnamen „Loon“ heißt, wie *loony*, verrückt. Oder war Pynchon solch juvenil Plattes später peinlich?

Thomas Pynchon
Sterblichkeit und Erbarmen in Wien
Übersetzt von Jürg Laederach. Mit einem Nachwort von Clemens J. Setz. Jung und Jung, Salzburg 2022, 64 Seiten, 15,- Euro.